

Für eine Wechselbeziehung zwischen Natur und Kultur - mit oder ohne Parc Adula

Autor(en): **Caminada, Gion A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2016)**

Heft 1

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-632665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Für eine Wechselbeziehung zwischen Natur und Kultur – mit oder ohne Parc Adula

Gion A. Caminada

Im Gebiet des Adula-Massivs ist der grösste Nationalpark der Schweiz geplant. Das Interesse an diesem Projekt könnte nicht unterschiedlicher sein. Während die einen den Schutz proklamieren, suchen die anderen kompromisslose Möglichkeiten der Vermarktung. Gerade weil beiden die Verwirklichung ihres Hauptzieles nicht gelingt, sehen wir eine dritte Option: die Realisierung einer Wechselbeziehung von Kultur und Natur. Die Überwindung der Extreme «Markt» und «Schutz» würde zu einer Deckungsgleichheit dieses Paares führen und zu einem neuen Paradigma werden. In dieser Direktheit von Kultur und Natur wäre das Vertrauen zurückzugewinnen, das in unseren heutigen Wirklichkeiten durch die Distanz zu den eigentlichen Dingen grösstenteils verloren gegangen ist. Auf diesem Weg sollen Skepsis und Zweifel nicht widerständige Kräfte sein, sondern vielmehr potenzielle Werkzeuge, um zu einer überzeugenden Idee zu kommen.

Türme faszinieren

Der Kirchturm von Vrin könnte von Norden her symbolisch einen möglichen Zugang zum Adula markieren. Der Turm überragt bei weitem die Häuser und Ställe des Dorfes, die sich haufenförmig um das steinerne Manifest gruppieren. Mit seinen 27 Metern ist der Vriner Turm im Vergleich zu anderen nicht sehr hoch. Das kleine Bergdorf hat nicht nur seinen eigenen Masstab, sondern auch seine eigentümlichen Regeln. Der Ort selbst mit der über Jahrhunderte hinweg entwickelten Kultur gab dem Turm seine Grösse und Erscheinung. Es ist diese Eigenwilligkeit, die spezifische Orte begründet.

Der Turm ist nicht nur ästhetisch äusserst wirksam, er ordnet auch akustisch das Leben im Dorf. Das Ritual des Glockenschlages wiederholt sich in sehr kurzen Abständen und erfüllt dadurch die Zeit. Der Klang scheint immer da zu sein. Die einzelnen Schläge vom Glockenturm sind knapp und trocken. Der Klang geht hinaus, verteilt sich, prallt an der nahen Felswand ab und definiert so einen akustischen Raum. Vor allem in der Dunkelheit

der Nacht, wenn die eigentliche Quelle der Melodie nur schwer auszumachen ist, entsteht eine Art Ganzheit.

Auch in Vrin hat sich in den letzten Jahren vieles gewandelt. Der Turm mit seinem Glockenschlag ist geblieben. Obwohl das Leben im Dorf nicht mehr so stark vom Glauben geprägt ist wie ehemals, hat der Turm seine Mitte in der Kultur des Ortes gehalten. Er gibt dem Menschen Stabilität auch ausserhalb des Religiösen. Er steht für Raum und Zeit in all ihren Prägungen.

Der Kirchturm von Vrin ist ein kollektives Werk der Dorfgemeinschaft. Er verkörpert eine ethische und zugleich eine ästhetische Instanz. Die unmittelbare Direktheit und die aus den konkreten Bedürfnissen seiner Gründungszeit entstandene Angemessenheit sind von einer gelassenen Selbstverständlichkeit. Gerade in unserer Zeit, in der eine gewisse Orientierungslosigkeit nicht zu verstecken ist, zweifelt niemand an der Existenzberechtigung des Glockenturmes, wenngleich manche sich gegen die akustische Vorgabe eines Tagesablaufs sträuben. Der Turm vermittelt in seiner baulichen Präsenz, schweigend, ein stilles Wissen aus Erfahrungen und Zukunftshoffnungen. Er fasziniert Jung und Alt, die Gebliebenen und die Besucher, die Romantiker und die Modernen, die Gläubigen und die Nichtgläubigen.

Türme waren schon immer von Bedeutung für die Menschen, das lehrt uns die Geschichte. Die vertikale Ausrichtung bleibt in vielerlei Hinsicht eine äusserst wirksame Form. Die Türme dienten als einfacher Schutz vor wilden Tieren, aber auch dem Anspruch auf Macht, und sie verkörperten zudem als Symbol die menschliche Hybris. Schon als Kind baut der Mensch Türme oder errichtet hoch oben in den Bäumen einen Ort. Der Turm steht für Schutz und Geborgenheit, schafft Distanz und gewährt zugleich Übersicht. Man fühlt sich in einer besonderen Atmosphäre, dem «Erhabenen» der Romantiker nahe.

Der Turm hat als Typ etwas Universelles. Er scheint an jedem Ort zu passen. Ob in der Mulde oder auf der Kante, der Turm schafft überall Neu-Werte. Auch sein spielerisches Potenzial lässt sich nicht verdrängen. Die Architektur weiss das. So erstaunt es nicht, dass der Turm zu einer beliebten Spielfigur im objekthaften Denken zeitgenössischer Architektur geworden ist. In diesem hat sich der Turm weitgehend von den übergeordneten kulturellen Aspekten, in denen Funktion und Form in einer Dialektik standen, emanzipiert. Die ästhetischen und die oftmals damit verbundenen ökonomischen Aspekte überwiegen. Ob als Wohnhaus, als Hotel, als Einkaufszentrum oder als Werbeträger für ein Markenprodukt, das Sujet des Turmes vermag zu begeistern.



Blick in die Greina Richtung
Passo della Greina
(Foto: Büro Caminada).

Somit ist es naheliegend, dass der Turm gerade im Tourismus zu einem beliebten Ausdrucksmittel geworden ist. Er ist prädestiniert für die Inszenierung des Blickes, der gerade innerhalb der Tourismusbranche einen hohen Marktwert aufweist. Er schafft Aufmerksamkeit. Für unsere kapitalistisch orientierte (Tourismus-)Gesellschaft, die nicht selten weit weg ist von einer werthaltigen Tourismuskultur, hat dies höchste Bedeutung. Der Turm soll schnelle, überraschende und effektvolle Eindrücke bringen. Solche Leucht-Türme erhellen die Umgebung, nicht aber die kulturelle Zukunft.

Die Natur darf nicht zum Spielobjekt für Inszenierungen werden

In der Grenzregion zwischen Graubünden und Tessin, dem Adula-Gebiet, soll der grösste Nationalpark der Schweiz entstehen. Das Adula ist ein zusammenhängendes Gebiet ohne bedeutende menschliche Eingriffe. Die Hochebene Greina würde einen Teil der Kernzone dieses über 1000 km² grossen Landschaftsraumes bilden. Die Initianten des Projektes hoffen auf einen Lebensraum, in dem der Mensch im Einklang mit der Natur lebt und arbeitet. Die Interessen am Adula sind sehr unterschiedlich. Während die einen den Schutz proklamieren, suchen die anderen kompromisslos Möglichkeiten der Vermarktung. Das Gemeinsame, das

diese Extrempositionen verbindet, ist das Interesse am Potenzial der Natur. In diesem Sinne ist die Natur äusserst populär. Die Frage, was Natur eigentlich ist, lässt sich nicht so einfach beantworten. Sie selber scheint zu schweigen, und darum nimmt der Mensch für sich in Anspruch, die Natur so zu sehen, wie er es will. Die Kreise der nur Marktorientierten teilen nicht selten die Welt in denkende Kulturwesen und dingliche Naturwesen und meinen, dass wir die letzteren einfach zu unserer Verfügung haben. Dieses Subjekt-Objekt-Denken ist nicht neu. Francis Bacon, René Descartes und die Denker der Aufklärung haben es in höchst einflussreicher Weise entwickelt. In der Folge ist es selbstverständlich geworden und ging einher mit dem bedenkenlosen Eingreifen der Neuzeit in die Kreisläufe der Natur. Es hat heute, potenziert durch die Nutzung von energetischen Ressourcen und den Einsatz zunehmend mächtigerer Technologien, eine bisher nicht gekannte Dimension erreicht. Langsam jedoch beginnen wir zu sehen, dass diese Haltung langfristig zum Scheitern verurteilt ist.

Bei den Befürwortern des Nationalparks überwiegen andere Interessen. Der «Park» ist eigentlich eine Vorstellung des Städters. Die mit ihr verbundene Sehnsucht nach Natur ist begreiflich, legitim und als Korrektur zum bedenkenlosen Eingreifen auch notwendig. Das Bild der Natur als Park zeigt eine Landschaft von interesseloser Zweckmässigkeit. Es hat seinen Ursprung in den Künsten, in der Poesie und der Malerei und erfuhr nicht zufällig in der Romantik – als Gegenbewegung zur Aufklärung – eine besondere Ausprägung. Trotz seiner Feinsinnigkeit ist ihm eine gewisse Distanz zu den Dingen eingeschrieben: die Distanz des nicht involvierten Betrachters.

Dieser interesselose Zugang zur Natur kann unsere Sinne ansprechen und zu basalen Erkenntnissen führen. Solche Erkenntnisse und die darin gemachten Erfahrungen sind für die Entfaltung unserer Autonomie von grosser Wichtigkeit. Sie bilden die Grundform für vernünftiges Handeln. Eine ganzheitliche Kulturform lebt jedoch noch in einer anderen Hinsicht vom Interesse für Natur, nämlich jener des handlungsbezogenen Umgangs mit ihr. Ohne den Einbezug der diesem Umgang inhärenten Vernunft und der gemachten Erfahrungen fehlt der innere Bezug zu den Elementen der Natur. Sein Fehlen führt zuweilen zu Vorstellungen, in denen die Kulturlandschaft und der darin lebende Mensch zu einer Staffage werden und nur eine gedankliche Konstruktion dekorieren, welche mit Natur wenig zu tun hat. Auch der klassisch gedachte Park gehört zu solchen Konstruktionen und ist deshalb kein wirklich tragfähiges Ziel. Denn weder die



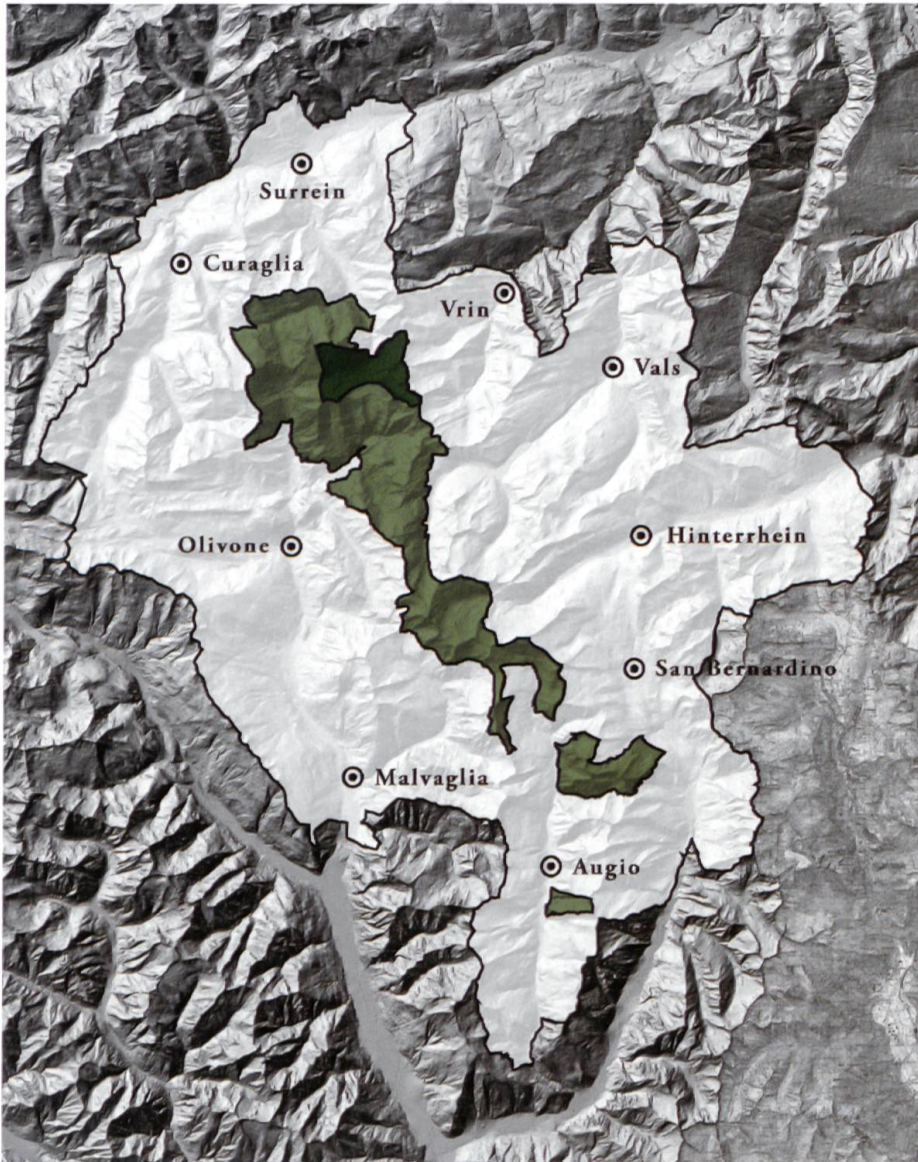
Blick vom Pass Diesrut in die Greina (Foto: Takahiko Higuchi).

Vorstellung von einer vollends befreiten Natur noch die Inszenierung urtümlicher Lebensweisen können dem Anspruch auf Verwirklichung eines ganzheitlichen Lebensraumes genügen.

Was aber kann auf der Suche nach einer geeigneten Form der «Hervorhebung» einer Region wie dem Adula einem ganzheitlichen Anspruch genügen? Wir glauben, dass es Elemente des in sich vielgestaltigen Adula-Gebietes sein werden und zwar solche, die im Raum bereits vorhanden sind. Wenn man die Wahrnehmung konsequent und genau auf sie richtet, werden sich tragfähige Strukturen entwickeln lassen. Vermutlich werden sie eine Mischung sein aus dem Vergangenen, aus den besonderen Erfahrungen des Lebens im Adula und aus den jetzigen Vorstellungen. Es könnte gelingen, daraus ein überzeugendes Paradigma zu bilden – eine Art Umgang – mit einer Natur- und Kulturlandschaft, die das Adula zu einem (Leucht-)Turm der ganz anderen Art werden liesse.

Die Natur zwischen Achtsamkeit und Aneignung

An unserem Lehrstuhl an der ETH Zürich möchten wir zur möglichen Gestalt eines zukünftigen Lebensraumes «Adula» Vorstellungen einbringen, die uns von den Zwängen einseitiger Positionen lösen. Es ist uns bewusst, dass es einen idealen Lösungsansatz kaum geben wird, der alle Probleme löst und keine weiteren ver-



«Tore zum Adula» – ein Projekt des Lehrstuhls Gion A. Caminada an der ETH Zürich zum geplanten Nationalpark. Die Karte zeigt den Parc Adula mit Kernzone (grün), Umgebungszone (weiss) und den neun Standorten der Tore zum Adula. Die Hochebene Greina ist dunkelgrün hervorgehoben.

Der Parc Adula ist eine wertvolle Möglichkeit, die Beziehungen – zwischen Mensch und Natur, zwischen Stadt und Land – zu stärken. Als lebendige Werkstätten sind die Tore zum Adula konzentrierte Orte der Beziehung. Aufgereiht entlang der Grenze bilden sie die Knotenpunkte einer neuen, vielversprechenden, gemeinsamen Figur.

In unserer Idee ist das Adula kein inszenierter Erlebnisraum, sondern ein wirksamer Erfahrungsraum.

ursacht. Für das Adula wollen wir eine Option entwerfen, die weder bloss den Schutz und die Idealisierung der Natur noch einzig eine ökonomisch verwertende Haltung anstrebt. Unser Ziel bleibt eine Art der Versöhnung zwischen den Extrempositionen *Schutz* und *Markt*, eine Art der Deckungsgleichheit dieses Paares. Erstrebenswert wäre eine Lebensform, in der die Unterscheidung von Natur und Kultur nicht so zentral ist wie im heute dominierenden Naturverständnis.

Mit ihr liesse sich das oftmalige Scheitern beider Gruppierungen überwinden: das der Schützer und jenes der frenetischen Entwickler. Beiden gelingt die Verwirklichung ihres Hauptzieles nicht; die einen erreichen den Schutz als umfassende Haltung der Gesellschaft nicht, die anderen bringen keine dauerhaften und organischen Modelle des Wirtschaftens zustande.

Dieser Diskurs für ein «anderes» Adula soll den Beweis erbringen, dass ortsspezifische Ideen zu räumlichen Differenzen führen, die weder auf dem Zerfall im Sinne der Brache noch auf der vorbehaltlosen Freizügigkeit der Marktkräfte beruhen. Differenzen, die einen hohen Beitrag zur Identität leisten. Orte schaffen heisst bewusst und überzeugend handeln. Solche Bewusstheit kann jene Art der Verantwortung hervorbringen, die einer nivellierenden Gleichgültigkeit zu widerstehen vermag.

Es geht letztendlich um viel mehr als die Schaffung eines vom Rest abweichend gestalteten Gebietes; es geht um die Möglichkeit von sorgfältigem, verantwortungsvollem und in seiner Wirkung vielfältig erfreulichem Handeln. Das Adula könnte ein Paradigma werden, wie man in Zukunft mit dem Raum Schweiz umgehen kann. Es muss endlich gelingen, mit raumplanerischen Instrumenten eine Entwicklung in Gang zu setzen, die nicht nur regionalspezifische Vorteile verspricht, sondern die möglichen Beziehungen zwischen diesen unterschiedlichen Regionen zu einem Vorteil für alle werden lässt. Dazu braucht es klare Entscheidungen.

Ein selbstbewusst entwickelter Ort wirkt auch nach aussen

Für einen neuen Ansatz, der zu anderen Verhaltensformen führen könnte, bedarf es nebst einer Erweiterung des Erkenntnisinteresses auch einer anderen Form des Dialoges zwischen den Menschen. Auch eine neue Qualität im Dialog zwischen Stadt und Land. Es gilt das Gemeinsame zu finden, das – geprägt durch die jeweiligen Lebensräume – diese unterschiedlichen Positionen verbindet. Es geht in der Folge nicht um wahr oder unwahr, nicht um richtig und falsch, sondern um die Diskussion verschiedener Machbarkeiten, über die man sich in verantwortungsvoller Weise einigen muss. Das Gemeinsame innerhalb der unterschiedlichen Positionen führt zum Respektieren und zur Stärkung des Wesens jeder Kultur, nämlich der Andersheit. Gerade für die *Differenz* zwischen Stadt und Land – im Sinne der sehr unterschiedlichen Hinsichten und Ausdrucksformen im Lebensvollzug – könnte das Adula zu einem Raum wesentlicher Begegnung zwischen Haltungen werden, die nicht eingeebnet, sondern durch Austausch in ihrer jeweiligen Autonomie und kulturellen Prägung gestärkt werden.

Im Sinne dieser Vorstellung muss es zuerst einmal gelingen, die inneren Beziehungen zu festigen. Ein hochwertiger und in sich

ruhender Lebensraum zeichnet sich aus durch ökonomische, gesellschaftliche und kulturelle Komponenten. Im Idealfall stehen diese in einer Wechselbeziehung zueinander. Fehlt eines dieser Glieder, so funktioniert der Lebensraum nicht. Solche Orte können nicht von aussen etabliert und erhalten werden.

Gerade die heute üblichen touristischen Vermarktungsstrategien, die vor allem auf eine grosse Aufmerksamkeit nach aussen zielen, bringen nicht die Stärkung dieser inneren Autonomien. Sie verhindern durch die Orientierung an universellen Lebensformen und den daraus folgenden architektonische Formen, dass Differenzen entstehen. Differenzen, die aus den Besonderheiten des Ortes erwachsen. Es sind nämlich gerade diese Eigenheiten, die für den Tourismus eine anziehende Wirkung haben.

Das Adula muss zuerst einmal innerlich leuchten, bevor es zum Leuchtturm nach aussen wird. Eine überzeugend gelebte Beziehung zwischen Natur und Mensch, in einer Balance zwischen Achtsamkeit und Aneignung wäre viel mehr als nur eine äusserst wirksame Form der Förderung des Tourismus. Sie würde dem Menschen selbst eine dauerhafte Genugtuung verschaffen.

Eine scharfe Trennung von Natur und Kultur prägt weitgehend unser Verhalten

Die Kultur kann als eine Art Instrument angesehen, welche die Menschen einsetzen, um mit dem Primären, der Natur zurechtzukommen. Der Kulturprozess hat die Natur zusehends verdrängt und überformt. In der cartesianischen Vorstellung wurde alles, was ohne Selbsterkenntnis blieb, zu verfügbarer Ware deklariert. Der Geist wurde zum einzig wirksamen Mittel für das Überleben in der ungastlichen Natur erklärt. Diese radikale Gegenüberstellung und die durch die nachfolgenden Wissenschaften verschärften Haltungen haben zu einer Verdinglichung und Objektivierung der Natur geführt. Die Emanzipation wurde als Entrinnen aus der Sklaverei der Natur gefeiert und machte den ehemals leidenden Menschen zum Gesetzgeber der Natur.

Die damit verbundene, fundamentale Trennung zwischen Natur und Kultur beherrscht noch immer unser Denken und Handeln. Die technischen Errungenschaften, der Drang nach Fortschritt und das Spezialistenwissen beschleunigten hier die Gangart der Moderne. Dies alles hat viele Existenzen erleichtert, hat aber auch zur Isolation und Fragmentierung geführt. Der Mensch gerät immer stärker in Distanz zur Natur.

Die Vriner und andere Alpenregionen kennen diese fundamentale Trennung von Natur und Kultur noch nicht so lange. Ich erinnere mich noch gut an meine Kindheit, als wir den wenigen Abfall über die Hangkante warfen. Für heutige Verhältnisse unvorstellbar. Die Natur war für uns weder romantisch noch lebensfeindlich. Sie war direkt und nahe. Die Bauern sahen Nutz- und Wildtiere, sie sahen Wiesen, Äcker, den Wald, die Sommeralpen und den Weg dazu und neben all dem auch nutzlose Gräben. Sie sahen nicht die ästhetische Landschaft und die kunstvollen Zeichen am Horizont, wie der Besucher aus der Stadt. Wenn schon, dann bedeuteten diese Zeichen etwas Vorteilhaftes oder Bedrängendes für das karge Existieren.

Der Bauer Stefan aus dem kleinen Ort Cons ist mir in dieser Hinsicht gut in Erinnerung. Ihm begegnete ich oft irgendwo in der Val Tui. So heisst eine tiefe Schlucht auf dem Weg zwischen Vrin und dem Weiler Cons. Ich hatte den Eindruck, Stefan sei ständig unterwegs, obwohl Wandern ihm fremd war. Stefan war der lokale Wetterprophet. Mit seinen Prognosen lag er meistens richtig. Bei Stefan hatte jeder Windstoss seinen Namen: Zuffel dalla Greina, Darlun, l'aura Dado. Die Namen hatte er nicht selber erfunden, sie wurden ihm überliefert. Stefan hat fast sein ganzes Leben im Dorf verbracht. Und so wurde er selber Teil dieser Landschaft. Diese Verbundenheit hat ihn geprägt. Stefan wirkte selbstbewusst, fast souverän. Eine Art Überheblichkeit schien ihn daran zu hindern, der Natur auch nur ein einziges Mal ein Lob auszusprechen. Zwischen Stefan und der Natur bestand eine Form von Hassliebe. Eigentlich ist das nicht ungewöhnlich; das Eigene, Nahe, das Alltägliche und Selbstverständliche wird selten gelobt und besungen. Stefan hätte niemals sagen können, die Natur sei schön. Das war sie für ihn auch nicht. Sein Leben war ein ständiger Kampf mit ihr. Er musste lernen, die Natur bei jeder sich bietenden Chance zu überlisten, ihr etwas abzugewinnen, ihr die Mittel zum Leben abzujagen oder ihr durch Kultivierung eigene Interessen aufzuprägen. Die Natur war ein unverzichtbarer Bestandteil seiner Existenz. Somit gab es für Stefan eine distanzierte Begegnung mit ihr nicht.

Distanz und Nähe haben mit Mass und Massstäben zu tun. Stefan hat die Natur nicht vermessen. Es hat ihn auch nie interessiert, wie die Natur an sich beschaffen ist. Er war aber nicht naiv, wusste, dass die Erdkugel rund ist, er wusste, dass der Himmel nicht oben ist und die Hölle nicht unten.

Ich gebe zu, die Beschreibung von Stefan klingt romantisierend. Die Realität von Stefan steht aber jenseits jeder Idealisierung. Ide-

al ist sie nur für denjenigen, dem die praktische Begegnung mit der Landschaft fehlt. Das ungezwungene Verhältnis zwischen Stefan und der Natur und diese Selbstverständlichkeit im Umgang mit ihr faszinierten mich und tun es noch heute.

Diese Art der Wechselbeziehung zwischen den Menschen und der Natur ist auch in Vrin zur Rarität geworden. Die Welt mit ihren universellen Lebensformen und Haltungen hielt auch hier Einzug. Und spätestens seit für die Unterschutzstellung der Greina-Ebene Geld in die Gemeindekasse floss (auf der Greina wollte man einen Stausee bauen), wurde die Objektivierung der Natur zunehmend stärker.

Mit der Entdeckung und der Wertung der landschaftlichen Schönheit war der Naturschutz geboren. Parallel dazu wurde von Ökologie gesprochen. Dieser Zeitgeist begriff sich als Liaison von Protest gegen die Umweltzerstörung und wissenschaftlichen Anliegen. Auch wenn in dieser Zeit der grossen Umwälzungen solche Spezialisierungen mit ihren isolierten Interessen notwendig waren und für die Schaffung von Aufmerksamkeit noch immer sind, scheinen weder der Naturschutz noch die Ökologie eine nachhaltig sinnvolle Alternative von einschneidender Wirkung zu sein. In ihrer heutigen Anwendung, bei der zumeist die eigenen Interessen stärker sind als die Anliegen der Natur, bleiben sie technisches Systemdenken. Den Systemen fehlt in der Regel die Nähe zu den Dingen.

Diese Nähe braucht intuitiv gelenkte Arten des Handelns, gesteuert von einer Vernunft, die weniger vom Kalkül als von einem gut eingeübten Empfindungsvermögen gestützt ist. Das Kalkül leistet ähnlich wie die wissenschaftliche Methodik wertvolle Dienste – wenn Ziele feststehen. Beim Handeln unter sehr komplexen oder nicht rechtzeitig klärbaren Bedingungen, wie auch bei der Suche nach langfristig tragfähigen Zielen kommt die stets distanziert arbeitende Logik sehr rasch an ihre Grenzen.

Suffizienz und Partizipation bringen verdeckte (Lebens-)Qualitäten

Eine wahrhafte Beziehung zwischen Mensch und Natur scheint erst dann möglich, wenn die Natur-Kultur-Dichotomie aufgeweicht wird, erst, wenn der Mensch bereit ist, die erkenntnislosen Gebilde nicht bloss als Ware und Ressource und sich selber nicht als einzig hochstehendes Wesen zu betrachten. Nach der erleichterten materiellen Existenz, bedingt durch neue kulturelle Errun-



genschaften, wäre der Weg geebnet für eine neue, ausgeglichene Haltung zur Natur. Ohne zu verschweigen, dass die Selbstbehauptung des Menschen und seine Handlungen sich immer wieder auch gegen die Natur richten müssen, ist eine Rückkehr zu einer wieder engeren Beziehung zwischen Mensch und Natur unter diesen neuen Voraussetzungen denkbar. Sie ist notwendig. Und wenn es gelingt, in diesen Beziehungen neuartige Qualitäten zu erkennen, sind entsprechende Wege und Ziele auch realisierbar. Für die Entdeckung von Qualitäten eines partizipatorischen Naturbezugs bedarf es erst einmal der Erweiterung des Erkenntnisinteresses. Genaues Hinschauen und eine stärkere Zuwendung zu den Dingen offenbaren Überraschungen der Natur. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse, aber auch das Verstehen von Prozessen können in der Folge den Schlüssel für zuletzt schwer zugängliche Erfahrungen bieten. Jedoch erst über eine sinnliche Zuwendung in der Art einer Urteilsenthaltung (indem wir eingefahrene Vorbehalte und Vorlieben erst einmal meiden) werden wir dieses Neue entdecken. Dieses neu Entdeckte kann innerhalb unserer Alltagsgewohnheiten in einer ersten Instanz als unerheblich erscheinen. In der Reflexion und der Vernetzung mit langfristig Bewährtem werden neue Qualitäten in Erscheinung treten. Der Suchende wird immer auf Neuland stossen, auch wenn sich ihm auf diesem Neuland zugleich die Grenzen des Wissens zeigen.

Blick von Muot la Greina in die Greina (Foto: Silvan Blumenthal).

Ein etwas disparat anmutendes Beispiel: Bei einem Besuch des Disentiser Hofstalles haben wir die Studierenden aufgefordert, die Kühe die Hand lecken zu lassen. Oder anders gesagt, die Kühe haben uns Menschen richtiggehend dazu aufgefordert, indem sie sich nach uns streckten. Die Erfahrenen unter uns hatten die Gewissheit, dass nichts Ausserordentliches passieren würde. Von der Mehrheit der Unerfahrenen hatte eine einzige Studentin den Mut zu so viel Annäherung an eine Kuh. Sie hat daraufhin bestätigt, etwas Neues und Einzigartiges erfahren zu haben. Eine Erfahrung mit Folgen, denn für jemanden, der der Kuh die Hand ins Maul gelegt hat, wird die Kuh zu etwas ganz anderem als für den, der sie scheu und aus sicherer Entfernung nur ansieht. Ausgelöst von der eingegangenen Nähe kommen Wirkungen zum Fliessen, die eine Art dichter Erfahrung und in der Folge Trittsicherheit des Handelns vermitteln.

Wir brauchen die Offenheit von Menschen für Erfahrungen, die nicht stereotyp, sondern breiter, vielschichtiger, feinsinniger sind als die in unserer Zivilisation gewöhnlich angestrebten. Menschen, die in vernünftiger Klugheit mit dem zu Erwartenden ebenso rechnen wie mit dem nicht zu Erwartendem.

Der stark von der Natur, ihren eigenen Dynamiken, aber auch von intensiven Beziehungen zum Menschen bzw. von Interdependenzen geprägte Raum des Adula könnte aus dieser Sicht ebenso zu einer Schule wie zu einem Paradigma für naturnahe Lebensformen werden. Damit es dazu kommt, müssen Weichen gestellt und Taten gesetzt werden, die Sorgfalt und Mühe bis hin zu kleinen und scheinbar unbedeutsamen Details verlangen.

Denkbare Schritte, wirksame Weichenstellungen

Wir teilen die Überzeugung, dass sich Entscheidendes verändern würde, sowohl in der Bildung von differenzierten Lebensräumen wie auch in der Beziehung zwischen Mensch und Natur, wenn man einige der bisherigen Annahmen und Selbstverständlichkeiten korrigierte. Der stets naheliegende Nutzen für die betroffenen Bewohner eines peripheren Gebietes, in unserem Fall derjenigen des Adula, müsste nicht ausser Acht bleiben, wäre jedoch vor allem vor Ort zu generieren. Wobei Transferleistungen als Katalysatoren sinnvoll integrierbar sind. Sie können dem Aufbau enger Beziehungen zwischen Mensch und Natur sehr wohl dienen, jedoch auch das Gegenteil bewirken. Wir glauben, dass gute Bedingungen gegeben wären,

- wenn die Raumplanung zur Kenntnis nimmt, dass es nicht so tragisch ist, wenn einzelne Siedlungen verlassen werden oder nicht mehr genutzte landwirtschaftliche Gebäude für immer verschwinden. Hier muss von Fall zu Fall die Qualität vorhandener Kulturleistungen geklärt werden. Die Natur selbst leidet nicht unter der Abwesenheit des Menschen. Im Gegenteil. Und einzig mit der Erhaltung und Weitererrichtung von leerstehenden Wochenendbauten wird die Qualität eines Lebensraumes nicht erweitert. Erst wenn es gelingt, Orte mit einer Mitte zu schaffen, die lebenswerte Bedingungen für junge und alte Menschen aufweist, wird die geforderte Qualität Einzug halten.
- wenn bei der Gewinnung von Lebensmitteln das Wissen über die örtliche Bodenbeschaffenheit wieder an Bedeutung gewinnt. Durch das Erkennen und durch das Respektieren der Eigenschaften der Erde und der Bedeutung der klimatischen Verhältnisse entsteht eine Gegenbewegung zur agroindustriellen Monokultur und zugleich eröffnet diese Sicht das Wissen für die Produktion neuer Lebensmittel. Das Bild der Kulturlandschaft steht dann auch in unmittelbarer Beziehung zur jeweiligen Produktion. Achtsamkeit und Aneignung werden lebbar in einer vielfältigen Kulturlandschaft.
- wenn das Grundmaterial für das Bauen aus einem genau gesteckten Perimeter bezogen wird und das nicht verfügbare Material nur als edler Zusatz zugekauft wird. Die Emissionen durch lange Wege entfallen. In der Veredelung und Bearbeitung des Grundmaterials nach dem Terroir-Prinzip bekommt das Bauwerk einen zusätzlichen Wert. Dadurch wird der Handwerker selbst Teil der Idee. Daraus wächst eine viel komplexere Identität. Zudem bildet sich Differenz, als wichtigstes Resultat jeder Baukultur. Voraussetzung ist die Befreiung von stilistischen Dogmen.
- wenn die Handwerksbetriebe an peripheren Standorten zur Erkenntnis kommen, dass ein Wettbewerb mit industriellen Betrieben zum Untergang führt, und dass sie ihre Konzentration besser auf das verlagern, was sie am besten können, nämlich auf Handwerk als eine geduldige Art, etwas Wertvolles herzustellen. Das erhöht das Selbstwertgefühl, schafft Aufmerksamkeit nach aussen, erzeugt weniger Wegwerfprodukte und verringert damit die Massenkonsumation.

- wenn beim Umgang mit Energie, resp. bei der Beheizung von Gebäuden Suffizienz nicht als Beschneidung oder Verzicht von Komfort deklariert wird, sondern als die Entdeckung eines Mehrs. Zum Beispiel durch verschiedene Temperaturzonen im Haus. Statt dem Energieproblem mit den heute stark verbreiteten universellen Methoden zu begegnen, müssen die Grundelemente der Raumbildung – Form, Geometrie, Material und Konstruktion – wieder an Bedeutung gewinnen. Die physikalischen Wirkungen und die präzisen Einsatzmöglichkeiten von Technik und Elektrotechnik als edlem Zusatz sollen erforscht werden. Diese Art des Umganges mit Energie schafft seinerseits wiederum Differenzen und steigert die jeweils spezifische Kompetenz aller beteiligten Fachleute.
- wenn der Tourismus für das Leben der Randregionen nicht als einzige Existenzform betrachtet wird, sondern als eine unter anderen. Tourismus muss sozusagen zum Teil der Kultur werden und findet dann darin eine Auflösung. In einer Kultur des Tourismus muss es gelingen, die Autonomie der beiden beteiligten Parteien zu stärken: der Gastgeber und der Tourist begegnen sich auf Augenhöhe. Das bedeutet, dass die Leuchttürme des Tourismus zuerst im Innern leuchten, um danach Aufmerksamkeit im Aussen zu erreichen.
- wenn die Geschichte so gelebt wird, dass sie zur Wirklichkeit beiträgt. Das heisst, wenn innere Beziehungen durch erzählte Geschichten verstärkt werden und Multiplikatoreneffekte in das soziale, das ökonomische oder kulturelle Netzwerk der Gegenwart bringen.

Bei solchen oder ähnlichen Empfehlungen entsteht nicht selten die Befürchtung, dass jemand die Freiheit des Einzelnen beschneiden will. Befürchtungen kann man zwar kaum rational widerlegen, aber man kann mit etwas Geduld und konkreten Beispielen zeigen, dass sie unbegründet sind.

Wir sind überzeugt, dass sich innerhalb klarer Bedingungen und Vereinbarungen ein nicht vermuteter, unendlicher Freiraum zeigt. Bei der architektonischen Raumbildung wissen wir, dass einerseits allzu geschlossene Strukturen soziale Übergänge verhindern und andererseits allzu offene den Ereignissen – mithin der Verwirklichung von Freiheit – keine Unterstützung geben. Die völlig uneingeschränkte Freiheit ist auf die Dauer für den Menschen kaum fruchtbar und nur schwer erträglich. Eine lebendige Frei-

heit stützt sich auf kulturelle Vereinbarungen. Der Einzelne er-
spürt diese Freiheit, indem er die Gewissheit hat, Menschen um
sich zu wissen, die teilhaben an den eigenen Sorgen, aber sich
auch an ähnlichen Dingen erfreuen. Rückblickend stellen wir fest,
dass die Menschen mit ihren kulturellen Errungenschaften sich
von den Fesseln der Natur befreit haben. Eine völlige Emanzipie-
rung ist jedoch nicht gelungen. Aus den verbliebenen Gemein-
samkeiten – letztendlich sind auch wir Natur – werden wir im
Grunde nie hinauswachsen.

Diese Erkenntnis ist ein guter Grund, die Beziehungen gegenüber
der Natur zu pflegen. Voraussetzung und notwendiger Rahmen
dafür wäre eine neue Kultur im Umgang mit der Natur. In dieser
Vorstellung sollte es gelingen, aus dem Vergangenen (die tech-
nischen Errungenschaften haben die Existenz wesentlich erleich-
tert) und aus den zuletzt gemachten Erfahrungen (erst in einer
Art der Befreiung waren freistehende sinnliche Erfahrungen mög-
lich) eine überzeugende Beziehung zu initiieren. Für eine Kultur
im Sinne einer Deckungsgleichheit dieses Paares ist eine neuer-
liche Befreiung gefordert. Eine Befreiung vom segmentierten Spe-
zialistentum – oder in der Architektur – von nur stilistisch moti-
vierten Dogmen oder dem Markt gehorchenden Inszenierungen.
Gerade in der Bildung von Parks gibt es genügend Beispiele
dafür, wie zerstörerisch sich eine starrsinnige und ausschliessliche
Konzentration auf die Ökologie auswirkt. Ganze Kulturen, die
sich durch eine intensive Beziehung zwischen Mensch und Natur
auszeichneten, wurden vernichtet. Eine Balance, zwischen wis-
senschaftlich begründete Argumenten und kulturellen Prägungen
ist zu finden.

Für ein Zurückfinden zur besonderen Substanz des Ortes gilt es
auch die Kultur des Kollektiven zu pflegen. Und erst durch das
Verständnis und durch die Teilhabe an Entstehungs- und Wir-
kungsprozessen werden wir die Nähe gewinnen, um kulturell
bedeutende Orte zu schaffen.

Die oben angeregten Verhaltensformen hätten zum Teil einen di-
rekten Einfluss auf das Verhältnis zwischen dem Menschen und
der Natur. Andere wiederum würden über Nebenwege eine Wir-
kung erzielen. Wir sehen in diesen Massnahmen nicht einen
Rückzug zur Natur, sondern betrachten sie vielmehr als die Ent-
faltung einer breiten Palette von Möglichkeiten, welche das Be-
wohnen dieses Planeten bereichern. Diese beschriebenen Verhal-
tensweisen lassen sich nicht erzwingen. Erst durch das sich
Einlassen entsteht ein Erkenntnisgewinn, die Bereitschaft zu Ver-
änderungen und der Ausdruck neuer Lebensqualitäten.

In der Adula-Idee sind solche Vorstellungen keine Utopie. Das Adula-Gebiet würde seine Spezifität und die Differenz zu anderen Lebensräumen aus den mit dieser Idee verbundenen Wirkursachen gewinnen. Aus einer gelebten Sorgfalt und dem Respekt für Natur und Kultur.

Gion A. Caminada führt ein Architekturbüro in Vrin und ist Professor für Architektur und Entwurf an der ETH Zürich.

Adresse des Autors: Gion A. Caminada, Cons, 7149 Vrin